

## **Magdalena Riederer**

Thema 1:

Was die Bürger von der demokratischen Ordnung zu erwarten haben, ist nicht das Geschenk der eigenen Freiheit – das kann kein politisches Regime, diese Aufgabe müssen sie selber anpacken –, sondern nur eine Einrichtung des gemeinsamen Lebens, die für jeden Einzelnen die möglichst günstigen Bedingungen für seine Suche nach Freiheit schafft.

*(Jeanne Hersch: Erlebte Zeit: Menschsein im Hier und Jetzt. Vorträge – Gespräche – Abhandlungen, Neue Zürcher Zeitung, NZZ Libro, 2010)*

### **VOM TÜRÖFFNEN**

„Schwarze Milch der Frühe, wir trinken sie abends, wir trinken sie mittags und morgens, wir trinken sie nachts.“ Mit Worten wie diesen beschreibt Paul Celan in seinem bekannten Gedicht „Todesfuge“ chiffrnreich die freiheitsraubende, menschenunwürdige Situation in den Konzentrationslagern während des Zweiten Weltkriegs. Das vor allem von Theodor Adorno polemisierte Stück kunstvoller Lyrik zeigt die Folgen eines außer Kontrolle geratenen politischen Regimes. Einer repressiven Diktatur, deren Maxime nicht utilitaristisch das größtmögliche Nutzen für eine größtmögliche Zahl an Betroffenen ist. Solch ein teleologischer Gedanke bleibt in dieser autoritären Struktur außen vor. Viel mehr zielt man dabei im hedonistischen Sinn auf den Lustgewinn weniger ab. Doch dieser Gewinn zeigt sich nie von Dauer, eine kurzweilige Befriedigung ist somit das höchste Gut. Eine auf längere Sicht stabile Gesellschaft fordert somit einen anderen Zugang.

Aristoteles Konzept des Eudämonismus kommt unserem heutzutage weitverbreiteten demokratischen System schon näher. Politiker versuchen – nach mehr oder minder bestem Wissen und Gewissen – das langfristige Glück der Bevölkerung in den Fokus zu stellen. Dafür werden unzählige Angebote geschaffen und Rechte eingeräumt, die dem einzelnen sowohl ein komfortableres Leben bescheren sollen, als auch die Wählerschaft stramm an sich binden. Ob dabei mehr auf die Vorteile für die Individuen oder die Gewinne der Parteien abgezielt wird, offenbart sich zumeist als redundante Frage. Dies zeigt sich aktuell am Beispiel des Krim-Anschlusses an Russland. Vladimir Putin handelt machiavellistisch und führt zusammen, was einmal zusammengehörte. Ein Großteil der Einwohner der Krim bejubelt den Machtinhaber, die Annexion vergleichend mit der Wiedervereinigung der BRD und DDR nach dem Mauerfall, in Ignoranz seiner politischen Strategie, die gravierende Nachteile für die Bevölkerung mit sich bringt.

Umsturz bedeutet zugleich auch Veränderung, Veränderung beinhaltet Bewegung. Zeiten, in denen sich etwas verändert, werden als bedeutend empfunden, als geschichtstragend, als sinngebend für das verarmte, von Leere bestimmte Leben der Leute. Und dennoch nimmt die Revolution meist zu schnell Schwung auf, die Dynamik überrollt die ursprünglichen Forderungen. Der durch die Französische Revolution und Pierre Vergniaud bekannt gewordene Ausspruch „Die Revolution frisst ihre eigenen Kinder.“ verifiziert sich in der Großzahl der Fälle. Auch Albert Camus machte auf diese gefährliche Dynamik aufmerksam. Der auslösende Umsturzgedanke, der zumeist in irgendeiner Weise eine Befreiung der Bevölkerung beinhaltet, darf durch die Revolution an sich nicht verblendet werden.

Dennoch beinhalten Revolutionen einen fatalen Irrtum der Liberation. Ein liberales, demokratisches System stellt den Nährboden für die eigene Freiheit dar. Das Streben nach dieser an sich ist jedoch jedem selbst überlassen. Dass eine Gesellschaft in dieses Mehr an Zugang zur Freiheit erst hineinwachsen muss, zeigt sich nicht nur an der Französischen Revolution, bei der dieses Katz-und-Maus-Spiel vorzeigemäßig bis nach Napoleon seinen Lauf gefunden hat, sondern auch an den Revolten und Regimewechseln im Norden der südlichen Hemisphäre, insbesondere am Arabischen Frühling, den man aufgrund der langen Ausdehnung eklatant schon als „Arabische Jahreszeiten“ bezeichnen könnte. Im Gegensatz zu ausschlaggebenden Auslösern für Angriffe und Kriege, in deren Kürze meist die Würze liegt, exemplarisch der Prager Fenstersturz als endgültiger Anlass für den Dreißigjährigen Krieg, sind den Umstürzen die Schnelligkeit – sprachanalytisch paradoxerweise – nicht eigen.

Auch das gesamte Jahr 1968 verleiht dieser These Nachdruck. Geprägt von dem Gedanken der Freiheit, der sich unter anderem in der sexuellen Revolution, dem unkonventionellem Zusammenleben in Kommunen, dem gemeinsamen Widersagen des Vietnamkrieges und politisch vor allem in einer Hinwendung zum kommunistischen Gedankengut, zu den Ideen von Ernesto „Che“ Guevara, Fidel Castro und Karl Marx, zeigt, treten Leitfiguren wie Jean Paul Sartre für eine ganze Generation an die Barrikaden. Dabei galt jedoch auch das Dogma, die Gesellschaft so zu verändern, dass sie ein fruchtbares Ackerland für die nach Freiheit strebenden Pflänzchen darstellt. Dieser Freiheitsgedanke wie er damals in den Köpfen der 68er gewesen ist, hat auch heutzutage Spuren – eigentlich ganze Wege – hinterlassen. Und dennoch muss uns bewusst sein, dass sie uns zwar den Weg für die Suche der eigenen Freiheit geebnet, jedoch nicht Freiheit an sich geschenkt haben. Denn das Streben nach diesem instinktiven, ureigenen Menschenrecht stellt einen essentiellen Teil unseres Daseins und Menschseins dar. Diese Notwendigkeit des endlosen Strebens hat auch Goethe in seiner Figur des Doktor Faust versinnbildlicht. Dem Menschen ist es ureigen, nach Optimierung zu streben; ohne diesem Streben würde er sich in der Leere seines Daseins verlieren.

Die Familie als Keimzelle der Gesellschaft trägt bei der Füllung dieser Leere und der damit

verbundenen Nährbodenaufbereitung ebenso eine große Verantwortung wie die größere Instanz des politischen Systems. Den Eltern ist es zugetan, ihren Kindern den entsprechenden Raum zur Entfaltung zu bieten, um aus ihnen im Sinne der Aufklärung und Immanuel Kants „Sapere aude!“ mündige Bürger zu machen, die eines Tages mit utilitaristischer Haltung handeln und somit den kleinen Gewinn für einen größeren Zweck, für die Gesellschaft, ausschütten.

Um der demokratischen Ordnung bereits in der Familie gerecht zu werden und damit einen starken Impuls für die Zukunft zu setzen, fordert es, die herrschaftlichen Strukturen einzuebnen und jeden als gleichwertiges Familienmitglied wahrzunehmen. Als fatales Beispiel von patriarchalen Verhältnissen ist Kafkas Beziehung zu seinem Vater, die er in zahlreichen Werken zu verarbeiten scheint, anzuführen. Die Torhüterparabel in „Der Proceß“ spiegelt das Motiv der Suche nach Freiheit wieder. Jeder hat seine eigene Türe, die nur für ihn zugänglich ist, um den Weg zum Gesetz zu beschreiten. Als Basis muss bereitgestellt sein, dass man Zugang zu dieser Tür bekommt. Es soll sie einem dadurch aber nicht geöffnet werden – bei der Suche ist man auf sich gestellt. Wird einem der Eintritt, wie dem Protagonisten K., nicht gestattet, ist die Basis für die Suche nach der eigenen Freiheit nicht vorhanden und ein Leben in Freiheit, das der angeklagte K. anstrebt, bleibt einem verwehrt.

Dieses „Türöffnen“ stellt das zentrale Motiv der Demokratie dar. Den Bürgern werden die Tore zum Parlament geöffnet, Nachbarn öffnen die Türen, alles ist für das Volk, keinem ist die Tür nach oben mehr verschlossen.

Im Gegensatz dazu werden in autoritären Systemen Türen geschlossen. Als markantestes Symbol gelten hier die semipermeablen Tore zu den Konzentrationslagern. Für Verurteilte war es nicht angedacht, diese wieder lebend zu passieren. Was ihnen dann noch blieb, war „schwarze Milch“.